

Editorial

Zu den jüngeren Trends in der Geschichtswissenschaft gehört die Hinwendung zur Globalgeschichte. Obgleich das Verhältnis dieser neuen Globalgeschichte zur herkömmlichen Weltgeschichte oder zur älteren Universalgeschichte schon häufiger thematisiert wurde,¹ fungieren unter der Bezeichnung „Globalgeschichte“ weiterhin verschiedene Unternehmen, die in manchen Fällen auf eine sich etablierende Teildisziplin der Geschichtswissenschaft ausgerichtet sind – etwa als Weiterführung einer „Weltgeschichte“ älterer Prägung – und in anderen eher unter Einbeziehung der methodischen Erkenntnisse des *Cultural Turn* oder der *Postcolonial Studies* als Perspektive auf historische Forschungsgegenstände verstanden werden. Diese Herangehensweise zeichnet sich vor allem durch den Anspruch aus, unter den Schlagwörtern einer transnationalen, transkulturellen, verflochtenen oder auch geteilten (*connected*) Geschichte über den traditionellen europazentrierten Horizont hinauszublicken und dabei auch methodisch den Eurozentrismus zu überwinden. In anderen Zusammenhängen wird unter Globalgeschichte eine Geschichte der Globalisierung verstanden. Angesichts dieser Divergenzen fällt die Frage nach der zeitlichen Verortung von „Globalgeschichte“ ganz unterschiedlich aus, obgleich der Großteil globalgeschichtlicher Studien im 19. und 20. Jahrhundert angesiedelt ist, der zuweilen zumindest schlaglichtartig zurück bis in das sogenannte Zeitalter der kolumbianischen Entdeckungen im 16. Jahrhundert erweitert wird. Während die Globalisierung häufig explizit als Phänomen des 19. Jahrhunderts betrachtet wird, eröffnen die Imperienforschung, transkulturelle und Verflechtungsperspektiven, aber auch die älteren Ansätze von Welt- und Universalgeschichte zumindest prinzipiell die Möglichkeit, auch die Vormoderne in einer globalgeschichtlichen Perspektive zu erforschen. Je größer der Bogen ist, umso mehr besteht jedoch das Risiko, dass dabei alte Narrative mit ihrer Fokussierung auf die „Allgemeine Geschichte“ mit ihren weißen männlichen Akteuren reproduziert werden.² Die begrüßenswerte Überschreitung des europäischen Horizonts läuft generell

¹ Vgl. dazu etwa Jürgen Osterhammel, „Weltgeschichte“: Ein Propädeutikum, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 56, 9 (2005), 452–479, bzw. Hanna Schissler, *Weltgeschichte als Geschichte der sich globalisierenden Welt*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 1 (2005), 33–39.

² Vgl. hierzu kritisch die Beiträge in: Hans Medick u. Anne-Charlott Trepp Hg., *Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte*, Göttingen 1998.

Gefahr, als „history light“ alte Stereotypen zu untermauern, wenn mit raschem Federstrich eine oberflächliche Einarbeitung in ein „außereuropäisches“ Thema ohne Quellenlektüre und substanzielle Forschungskritik zu Papier gebracht wird.³ Häufig wird zudem der „quantitative Eurozentrismus“ unterschätzt, der sich aus der verhältnismäßig sehr kleinen Zahl derer ergibt, die quellengestützt zur außereuropäischen Geschichte arbeiten und Forschungsergebnisse in nichtwestlichen Sprachen rezipieren. Wie auch immer „Globalgeschichte“ konkret betrieben wird: Sie stellt inhaltlich wie methodisch hohe Anforderungen.

Dabei fällt auf, dass feministische und geschlechtergeschichtliche Ansätze, die maßgeblich zur Entthronung des „weißen Mannes“ als Norm der Geschichte beigetragen haben,⁴ in der methodischen Debatte zur Überwindung des Eurozentrismus wieder in die zweite Reihe gerückt sind. Selbst versierte GeschlechterhistorikerInnen gestehen durchaus ein, dass sie die geschlechtergeschichtliche Perspektive zuweilen wider Willen vernachlässigen, wenn sie über den europäischen Horizont hinausgehen. Die komplexen konzeptionellen wie vor allem aber auch schwierigen technischen Voraussetzungen für transnationale oder gar kultur- und sprachraumübergreifende globalhistorische Forschungen lassen offenbar die Dimension der Geschlechterdifferenz und der geschlechtlichen Markierungen von AkteurInnen, Räumen und Gegenständen häufig aus dem Blick geraten. Dazu kommen noch die erheblichen Probleme, die sich aus der höchst komplizierten Sprach- und Archivsituation ergeben.⁵

Gleichwohl gehören eine – jedenfalls auf den ersten Blick – schwierige Archivsituation sowie eine kritische Infragestellung herkömmlicher Kategorien und Narrative selbstverständlich zur bisherigen Erfahrung und zu den Konstituierungsbedingungen zunächst der Frauen- und dann der Geschlechtergeschichte. Das Argument, es gebe keine Quellen, mit dem Frauen bis in die 1970er Jahre aus der Geschichte „herausgeschrieben“ wurden, findet sich in ähnlicher Weise in jenen globalgeschichtlichen Arbeiten, die die Mühe scheuen, sich der Archivsituation zu stellen und die Kenntnis lokaler – moderner oder gar vormoderner – Sprachen zu erwerben.

Auch im Hinblick auf die methodischen Anregungen der Geschlechterforschung gibt es wenig Austausch, obwohl die Sensibilisierung für Geschlechterdifferenzen ein Ausgangspunkt ist, um andere Formen von Differenzen und Hierarchien zu erforschen. Im Bereich der *Postcolonial Studies* gehören Reflexionen von Prozessen geschlechtlicher Differenzierung ebenso zur Grundausstattung wie umgekehrt die Geschlechterfor-

3 Vgl. Margrit Pernau, Global history – Wegbereiter für einen neuen Kolonialismus?, in: H-Soz-u-Kult, 17.12.2004, unter <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=572&type=diskussionen>.

4 Schissler nennt mehrfach die Frauen- und Geschlechtergeschichte, zusammen mit der Alltagsgeschichte und der Neuen Kulturgeschichte, als die wichtigsten Impulsgeber für die „diskursiven Dekonstruktionen“ der dominanten nationalen Geschichtserzählungen seit den 1980er Jahren, vgl. Schissler, Weltgeschichte, wie Anm. 1.

5 Vgl. zu diesen praktischen Schwierigkeiten der globalgeschichtlichen Forschung die Ausführungen von Pernau, Global history, wie Anm. 3.

schung sich – etwa im Konzept der „Intersektionalität“ – an der komplexen Verschränkung von „race, class, sex and gender“ abgearbeitet hat und offen ist für die Erweiterung der Kategorien.⁶

Ein wichtiger Meilenstein auf dem Weg der Zusammenführung von Global- und Geschlechtergeschichte war Laura Ann Stoler's 1995 erstmals publiziertes Buch „Race and the Education of Desire“.⁷ Darin wird die Herausbildung einer bürgerlichen europäischen Identität in den Kontext von Debatten über Sexualität, Geschlecht und ‚Rasse‘ in den Kolonien gestellt. Die bürgerliche und die sexuelle Identität der Kolonialherren, so zeigt Stoler, wurden in Metropole und Kolonie gleichermaßen konstruiert. Die Ambivalenzen und Ängste der kolonialen Erfahrung gerade auch bezüglich Sexualität und Wandel der Geschlechterordnung waren für das Projekt der Herausbildung des modernen bürgerlichen Individuums grundlegend und wurden somit konstitutiv für die soziale und kulturelle Formation Europas. Robert/Raewyn Connell widmete im gleichen Jahr in einer Pionierstudie über „Masculinities“ ein kühnes Kapitel der Geschichte der modernen westlichen Geschlechterordnung, das ebenfalls den kolonialen Kontext einbezog, der aus seiner/ihrer Sicht zur heutigen materiellen Privilegierung der Männer in Industrienationen und zu den explizit antiwestlichen Geschlechterordnungen in Teilen außerhalb Europas maßgeblich beitrug.⁸

Bislang allerdings wurde das Versprechen, das sowohl von der postkolonialen wie von der intersektionalen Perspektivierung historischer Forschung ausging und weiterhin ausgeht, weder für die Geschlechtergeschichte noch für die Globalgeschichte vollumfänglich eingelöst. Vielmehr treten beide Ansätze nicht selten als konkurrente Projekte in Erscheinung, die – wenn auch mit ungleichen Mitteln – um die Deutungsmacht innerhalb einer postmodernen Geschichtsforschung und -erzählung ringen. Die Beiträge im vorliegenden Heft sollen den Diskussionsstand innerhalb der Geschlechterforschung präsentieren, Möglichkeiten einer Zusammenführung der beiden Projekte – Globalisierung als neue Perspektive der historischen Forschung und Hinterfragung überkommener Kategorien und Narrative aus geschlechtergeschichtlicher Sicht – ausloten und dies auch an konkreten Beispielen erproben.

6 Zur Integration der Geschlechterdimension in die postkoloniale Reflexion vgl. etwa die programmatische Einleitung in: Sebastian Conrad u. Shalini Randeria Hg., *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M./New York 2002, insbes. 30ff. Auf die methodischen Parallelen zwischen der geschlechter- und der globalgeschichtlichen Perspektive hat Gianna Pomata schon früh hingewiesen: Gianna Pomata, *Die Geschichte der Frauen zwischen Anthropologie und Biologie*, in: *Feministische Studien*, 2 (1983), 113–127; dies.: *Partikulargeschichte und Universalgeschichte – Bemerkungen zu einigen Handbüchern der Frauengeschichte*, in: *L'Homme. Z. F. G.*, 2, 1 (1991), 5–44.

7 Laura Ann Stoler, *Race and the Education of Desire. Foucault's History of Sexuality and the Colonial Order of Things*, Durham 1995.

8 Vgl. R. W. Connell, *Masculinities*, Berkeley 1995.

Am längsten etabliert ist die trans- und internationale Perspektive in der Geschlechtergeschichte in vergleichend angelegten Untersuchungen zu Frauenbewegungen in verschiedenen europäischen und außereuropäischen Ländern.⁹ Einen wichtigen Beitrag zu dieser Debatte hat Karen Offen mit ihrem 2009 herausgegebenen Sammelband zu „Globalizing Feminisms“ geleistet, der im vorliegenden „L’Homme“-Heft rezensiert wird. Einen zweiten Schwerpunkt bildet die Migrationsforschung. Diese kann einerseits biographisch angelegt sein, andererseits auch Personengruppen beiderlei Geschlechts (beispielsweise Familien), aber auch politische Regulierungen oder geschlechtsspezifische Ein- und Ausgrenzungsprozesse in den Blick nehmen.¹⁰

Doch sind diese Forschungen noch nicht per se „global“ ausgerichtet, sondern behandeln nicht selten innereuropäische oder inneramerikanische Phänomene. Für die Globalgeschichte bildet der Kolonialismus der späten Neuzeit ein wichtiges Thema. Hierzu gibt es auch eine Reihe geschlechtergeschichtlicher Forschungen. Als epochenübergreifendes Forschungsfeld, in dem post-koloniale Fragestellungen mit geschlechtergeschichtlichen Aspekten kombiniert werden können, ist die Missionsgeschichte zu nennen. Hier lassen sich vielfach früher und auch quellenmäßig besser greifbar als in anderen Bereichen des kolonialen Projekts Bezugnahmen auf geschlechtergeschichtlich besonders wichtige Themen wie Sexualität und Ehe, Geschlechterrollen und Geschlechterordnungen finden.¹¹ Auch im vorliegenden Heft stehen Kolonialisierungs- und Missionierungsprozesse im Mittelpunkt. Dabei zeigt sich, dass Kolonialismus nicht ohne AkteurInnen aus der Gesellschaft der Erobernden und Eroberten funktioniert, wobei vor allem letztere als indigene VermittlerInnen meistens übersehen werden. Gerade im mikrohistorischen Zugriff auf die Ebene der Subjekte besteht die Möglichkeit, Aspekte einer verflochtenen oder geteilten Geschichte in einer transkulturellen Perspektive in den Blick zu bekommen.¹²

Kirsten Rütter analysiert die Korrespondenz und Lebensgeschichte der Emma Sandile, einer Xhosa-Prinzessin aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Hier steht ein außergewöhnliches Zeugnis weiblicher Positionsnahme im heiklen und komplexen

9 Vgl. dazu Eliane Gubin u. a. Hg., *Le siècle des féminismes*, Paris 2004, sowie Anna Loutfi, *Feminism, Biography and Cheshire Cat Stories. A Geopolitical Journey through a Biographical Dictionary*, in: *L’Homme. Z. F. G.*, 19, 2 (2008), 131–146.

10 Vgl. dazu etwa Donna R. Gabaccia u. Franca Iacovetta Hg., *Women, Gender and Transnational Lives: Italian Workers of the World*, Toronto/Buffalo/London 2002; Interpal Grewal u. Caren Kaplan Hg., *An Introduction to Women’s Studies: Gender in a Transnational World*, London 2001.

11 Einen weiteren interessanten Themenbereich, der insbesondere auch den vormodernen Epochen mehr Raum gibt, stellen Kulturkontakte und Kulturtransfer dar, deren geschlechtsspezifische Konnotationen allerdings bislang noch kaum intensiver ausgearbeitet sind; vgl. dazu Gesa Stedman u. Margarete Zimmermann Hg., *Höfe – Salons – Akademien. Kulturtransfer und Gender im Europa der Frühen Neuzeit*, Hildesheim 2007; Dorothea Nolde u. Claudia Opitz Hg., *Grenzüberschreitende Familienbeziehungen. Akteure und Medien des Kulturtransfers in der Frühen Neuzeit*, Köln/Weimar/Wien 2008.

12 Vgl. Claudia Ulbrich, Hans Medick u. Angelika Schaser Hg., *Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektiven*, Köln/Weimar/Wien 2012.

Prozess früher Kolonisierung im südlichen Afrika zur Verfügung, das Rütter insbesondere dafür nutzt, um die systematischen Leerstellen kolonialhistorischer Forschung kritisch zu beleuchten und Perspektiven für weitergehende Forschungen und Geschichtserzählungen zu gewinnen. Konkret geht es ihr hierbei auch um die Sprache von Verwandtschaft, die in Emmas Briefen vor allem mit Bezugnahme auf den für ihr Schicksal wichtigen Bischof und Missionsleiter Gray erkennbar wird und die einen Zugang bildet für die komplexe und changierende Positionsnahme der Kolonisierten wie der Kolonisierer als weiblich/männlich, „schwarz“/„weiß“, machtvoll/abhängig: Diese Binaritäten wurden durch das Wechselspiel von indigenen VermittlerInnen und den Kolonisierenden mit ihren jeweils unterschiedlichen Machtspielräumen immer wieder aufgebrochen beziehungsweise neu ausgehandelt.

Ulrike Gleixner wendet sich den Auswirkungen des pietistischen Missionsprojekts auf europäische Geschlechterverhältnisse zu. Sie zeigt in ihrer Studie über „Mäzeninnen im Reich Gottes“, wie das Netzwerk der protestantischen Indienmission im 18. Jahrhundert nicht nur für Frauen der gehobenen Stände eine ausgezeichnete Möglichkeit bot, ihren Aufgaben und Funktionen als Fürstinnen und einflussreichen Mäzeninnen in religiösen und ständisch gehobenen Kontexten gerecht zu werden, sondern wie sich durch diese Form der ständeübergreifenden Vergesellschaftung auch innovative – und egalisierende – Impulse für einen Teil der europäischen Adels- und Hofgesellschaft ergaben. Gleichzeitig wird hier auch eine interessante Komponente (proto-)kolonialer Prozesse sichtbar: die „Rassifizierung“ von kulturellen Differenzen und sozialen Hierarchien einerseits, die Öffnung und tendenziell sogar Einebnung von Geschlechter- und Standesgrenzen in Europa andererseits.

Frithjof Benjamin Schenk erweitert die globalhistorisch-koloniale Forschungsperspektive mit einem geschlechtergeschichtlichen Blick auf das russische Zarenreich. Dabei untersucht er Konzepte von imperialem Raum und imperialer Herrschaft in der Autobiographie einer russischen Adelige, die Ende des 19. Jahrhunderts den Aufstieg ihres Ehemannes als Kolonialbeamter in die höchsten gesellschaftlichen Kreise, aber vor allem auch bis an die Grenzen des enorm ausgedehnten Russländischen Reiches begleitete, miterlebte und -erlitt. Schenk postuliert hier die Perspektivierung „imperialer Biographien“ ganz allgemein als herausragende Möglichkeit, um die „Innensicht“ auf koloniale und imperiale Prozesse zu erforschen. Die Einbeziehung von Selbstzeugnissen von weiblichen „imperialen Persönlichkeiten“, in denen auch Erfahrungen von Frustration und Langeweile, Krankheit und Kummer, Furcht und Versagensängsten thematisiert werden konnten, die sich bei männlichen Autobiographen nur höchst selten erwähnt finden, erlauben es, die emotionalen Kosten des kolonialen Prozesses auf Seiten der Kolonisierer zu untersuchen.

Es mag kein Zufall sein, dass in dieser „L'Homme“-Ausgabe, die sich im deutschsprachigen Raum als erste größere Publikation mit dem Verhältnis von Geschlechtergeschichte und Globalgeschichte beschäftigt, Akteurinnen als bisher vernachlässigte Untersuchungsobjekte im Mittelpunkt der drei Hauptaufsätze stehen. Dies soll jedoch

nicht als Plädoyer verstanden werden, den Werdegang der europäisch-westlichen Geschlechtergeschichte, die aus der Frauengeschichte hervorgeht, zu wiederholen. Die beiden Beiträge im „Forum“ gehen daher der eingangs gestellten Frage nach dem Verhältnis von Geschlechtergeschichte und Globalgeschichte noch grundsätzlicher nach. Merry Wiesner-Hanks präsentiert wichtige Forschungsprozesse und -ergebnisse insbesondere transnationaler, transkultureller und schließlich auch queerer Geschichtsforschung und zieht damit gleichsam eine Zwischenbilanz der erheblichen Erkenntnisfortschritte, die durch diese Forschungen ermöglicht wurden. Neben Gemeinsamkeiten bezüglich der kritischen Infragestellung zentraler Begriffe und Anliegen der sogenannten Allgemeinen Geschichte durch die Geschlechtergeschichte und die Globalgeschichte – wie Nation, Fortschritt oder die Hegemonie Europas beziehungsweise des „weißen Mannes“ – sieht Wiesner-Hanks auch gegenläufige Tendenzen von Geschlechter- und Globalgeschichte: So habe die Globalgeschichte vor allem Verbindungen und Verknüpfungen hervorgehoben, während die Geschlechtergeschichte in den letzten beiden Jahrzehnten vor allem Unterschiede und Abgrenzungen (*divergence*) betont habe. Schließlich konstatiert sie auch einen zentralen Unterschied in der epistemologischen Grundlegung von Globalgeschichte und Geschlechtergeschichte: Während erstere auf einer klar erkennbaren materialistischen Tradition aufbaue, fühle sich letztere vor allem an kulturwissenschaftliche Episteme gebunden. Seit dem *Linguistic/Cultural Turn* der 1980er Jahre habe sich die Geschlechtergeschichte intensiv mit Repräsentationen, Bedeutungen und Diskursen befasst – was übrigens auch für die Sexualitätsgeschichte gelte. Die Globalgeschichte habe sich hingegen insbesondere mit politischen und ökonomischen Prozessen beschäftigt und erst in jüngster Zeit kulturelle Phänomene stärker in den Blick genommen.

Auch Angelika Epple geht in ihrem Beitrag über „Globalgeschichte und Geschlechtergeschichte: Eine Beziehung mit Zukunft“ Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen beiden Forschungsfeldern in Bezug auf mögliche Verknüpfungen nach. Epple konstatiert bei der bisherigen globalhistorischen Forschung eine in der Geschichtsschreibung und -forschung weit verbreitete Vorurteilsstruktur beziehungsweise ideologische Grundlegung, die sich in einer konzeptionellen Abtrennung vom (tendenziell ahistorischen und weiblich konnotierten) Privaten zum (männlich-konnotierten und geschichtlich dynamischeren und deshalb wichtigeren) Öffentlichen niederschläge. In der Globalgeschichte unterscheidet sich ihrer Meinung nach lediglich die Terminologie: Das Private sei hier das Lokale gegenüber dem Globalen, das wie das Öffentliche als männlich, dynamisch und damit forschungsrelevant konzipiert werde. Während sie den GeschlechterhistorikerInnen nahelegt, „die Zurückhaltung gegenüber Makrostrukturen ab(zu)legen“, sieht sie vor allem die Globalgeschichte in der Pflicht, sich von der Vorstellung zu verabschieden, Weiblichkeit sei eng mit Lokalität und Heimat, Männlichkeit hingegen mit Globalität und Ferne zu verbinden. Hier wirken ihrer Auffassung nach Konzepte und Vorurteile weiter, die der Geschichtswissenschaft seit dem 19. Jahrhundert eingeschrieben wurden, die aber für eine Geschichtswissenschaft im „globalen Zeitalter“ ebenso unangemessen wie unproduktiv sind.

Im Gespräch zwischen Claudia Ulbrich und Hanna Hacker wird neben der komplexen konzeptionellen Grundlegung von Geschlechter- und Sexualitätsforschung, wie sie die Queer Theory vorschlägt, die enorme politische Brisanz solcher Forschungsansätze gerade auch in Bezug auf „Entwicklungspolitik“ deutlich. In diesem interdisziplinären Gespräch treten Aspekte ins Zentrum, die (nicht nur) für eine globale Genderperspektive zentral sind: die Wirkmacht bestimmter Kategorien (hier: „Entwicklung“), Diskursivität, Macht- und Ohnmachtpositionen, gehörte und ungehörte Stimmen, Narrativität und Fiktion und die Frage von Körpern und *embodiment* im transnationalen Raum. Die Herausgeberinnen möchten an dieser Stelle Hanna Hacker, die 2012 aus dem Redaktionsteam ausgeschieden ist, für ihr langjähriges Engagement danken.

Den Themenschwerpunkt ergänzt und erweitert unter anderem die Sammelrezension von Stefan Hanß zu neueren Forschungen über „Perspektivenwechsel“, in der die komplexen Verflechtungen von Religion, Kultur, Status und Geschlecht im Mittelmeerraum der Frühen Neuzeit sichtbar werden – ein Themenbereich, dem auch die Gerichtsakten aus spanischen Archiven verpflichtet sind, die Aurelia Martín Casares vorstellt.

Angesichts der Beiträge in diesem Band, die sich auf das 18. bis 21. Jahrhundert beziehen, freuen wir uns, dass mit dem „Extra“-Beitrag von Anna Becker auch frühere Jahrhunderte in den Blick geraten. Bei diesem Text handelt es sich um eine ideengeschichtliche Auseinandersetzung mit dem politischen Denken Machiavellis. Damit steht dieser Text in einer langen, auch feministischen Forschungstradition zu diesem Vordenker der Renaissance. Anna Becker geht über diese bisherigen Interpretationen hinaus, indem sie die geschlechtliche Ambivalenz der Fortuna herausarbeitet und sich dafür auch ausführlich dem Konzept von Natur zuwendet, die es – laut Machiavelli – dank *virtù* zu überwinden gilt. Besonders interessant und überraschend erscheint in diesem Kontext die Rolle, die Machiavelli der realen Herrscherin Caterina Sforza zuschreibt, welche – so Becker – ihre weibliche Körperlichkeit geschickt einsetzt, um als Herrscherin *virtù* zu demonstrieren und durch die somit klare geschlechtliche Zuordnungen von *virtù* an Männlichkeit unterlaufen werden.

In der Rubrik „Aktuelles und Kommentare“ betrachtet Christa Hämmerle den Neuen Maskulismus, der in der heutigen Gesellschaftspolitik eine „Femokratie“ am Werk sieht, strukturell auf einem rigiden Antifeminismus aufbaut und zunehmend auch auf institutioneller und akademischer Ebene sichtbar wird. Mit ihren Fragen, ob dabei auch notwendige Aspekte der Geschlechterforschung thematisiert werden oder ob diese Entwicklung als konservativer *rollback* zu betrachten ist, eröffnet Hämmerle die Diskussion, wie die Geschlechterforschung analytisch und strategisch mit diesem Phänomen umgehen soll – eine Diskussion, die in den nächsten Heften fortgesetzt werden soll.

Mit diesem Band der Zeitschrift möchten wir im Namen aller Herausgeberinnen an den Künstler Erwin Thorn¹³ erinnern, der am 17. Juli 2012 im Alter von 82 Jahren

13 Nähere Informationen über das künstlerische Werk Erwin Thorns sind über die Wiener Galerie Georg Kargl zu beziehen: <http://www.georgkargl.com/de/box/ausstellung/erwin-thorn>.

gestorben ist. Erwin Thorn hat das Logo von „L’Homme“ entworfen. Seine Idee, die aus einem Tagebuch Leonardo da Vincis stammende Skizze des vitruvianischen Menschen so umzuwandeln, dass aus dem männlichen Menschen eine Leerstelle wird, die durch feministische Forschung aufzufüllen ist, war eine gelungene Visualisierung des Programms von „L’Homme“, mit der die Pointe der Zeitschrift – die nach wie vor gültig ist – vortrefflich ins Ästhetisch-Symbolhafte gewendet wird.

Almut Höfert, Claudia Opitz-Belakhal, Claudia Ulbrich